

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 270.

Sonntag, 11. Oktober.

1931.

Sput auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Siny.

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Die Veranlassung? — Warten Sie: ich durchschaue auch diesen Zusammenhang! — Der junge Lundquist interessierte sich ebenso wie sein Bruder für diese russische Komtesse — aber er hatte dabei die wenigsten Chancen. Vielleicht können wir bei ihm die Theorie anwenden, die bei Esten Lundquist notwendigerweise nicht zutreffen konnte — daß das ganze ein Racheakt war! — Solche jungen Leute, zumal wenn sie verliebt sind, setzen sich die tollsten Raupen in den Kopf! — Ich würde mich sogar nicht wundern, wenn Hilmar die ganze Tat in der Absicht begangen hat, seinen Bruder zu kompromittieren. Warum zum Beispiel hat er dann einen blauen Domino getragen, dasselbe Kostüm, wie es auch Esten trug? — Doch nur, um den Verdacht auf seinen Bruder zu lenken!“

„hm hm —“ Senius wiegte den Kopf zwischen den Schultern: „Sie sprechen wie ein Staatsanwalt, der einen armen Sünder durchaus an den Galgen bringen will.“

„Nichts liegt mir ferner! — Aber ich will die Wahrheit an den Tag bringen!“ versicherte Hesselkamp.

„Sehr löblich! — Aber trotzdem — oder besser: deswegen — rate ich Ihnen, bevor Sie den Kapitän benachrichtigen und damit die Sache an die große Glocke hängen, erst einmal Hilmar Lundquist zu verhören! — Man kann nie wissen.“

„Sie haben recht! Ich werde Ihren Vorschlag befolgen, — und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich mir anschließen würden.“

„Aber selbstverständlich!“ willigte Senius ein. — —

13.

Erst auf Dea merkte man, wie schwer es die „Atlanta“ hatte, sich durch die entgegenstürmenden Bogen ihren Weg zu bahnen. Zischend durchschnitt ihr schlanker Vordersteven die erregten Fluten, bäumte sich den Wellen entgegen und versank in ihre tiefen Täler.

„Ein unangenehmes Wetter!“ stellte Senius fest und schlug den Kragen seines schabigen Mantels, den er als Professor Gregorius immer noch trug, über die Ohren. Der feuchtkalte Wind pfliff über das Deck dahin, versang sich in den Aufbauten, rüttelte an den Türen und runden Glasflügeln der Bullaugen.

Hesselkamp lachte leise vor sich hin: „Das ist noch gar nichts, mein Lieber! Ich habe hier schon ganz andere Stürme erlebt — und die Geschichte macht auf mich so ganz den Eindruck, als ob wir uns noch auf Schlimmeres gefaßt machen müssen!“

„Lieber nicht! — Diese Kostprobe genügt meinen Ansprüchen vollkommen! — Aber nun hören Sie mal: glauben Sie wirklich, daß sich die beiden bei diesem Wetter hier auf Dea aufhalten werden?“

„Warum nicht?“ Hesselkamp zuckte die Achseln. „In den Kabinen und Gesellschaftsräumen haben wir Hilmar Lundquist vergebens gesucht — und schließlich versicherte uns doch ein Steward, daß er den jungen Schweden zusammen mit der Komtesse hier oben gesehen habe. — Also halten wir Umschau!“

Hastig schritten sie über das menschenleere Deck.

Plötzlich ergriff Senius den Arm seines Kollegen: „Da — sehen Sie — die beiden haben sich ein windgeschütztes Plätzchen gesucht —!“

Hesselkamp nickte. Auch er hatte jetzt Hilmar Lundquist entdeckt, der sich neben Annja in einen Liegestuhl gestreckt hatte und mit ihr in ein Gespräch vertieft schien.

„Wollen wir versuchen, die beiden zu belauschen? — Vielleicht erfahren wir etwas von Bedeutung.“ — schlug der Borddetektiv vor.

Senius schüttelte den Kopf. „Ich kämpfe lieber offen!“

„Schön — ganz wie Sie meinen! — Nur stehe ich auf dem Standpunkt, daß einem Verbrecher gegenüber alle Mittel erlaubt sind.“

„Noch wissen wir nicht, ob er der Verbrecher ist,“ schnitt ihm der andere das Wort ab. —

Hilmar Lundquist blickte erstaunt auf, als die beiden Detektive so unvermutet neben seinem Liegestuhl auftauchten. Auch Komtesse Annja konnte ein leises Befremden nicht unterdrücken.

„Guten Tag!“ erwiderte sie zurückhaltend den höflichen Gruß des angeblichen Professors und seines Begleiters. Dann wandte sie sich wieder Hilmar zu: „Und in New York wollen Sie die Fabrik gründen?“

„In New York — ja — das heißt — vielleicht auch in Südamerika — das hängt ganz von Esten ab.“ — antwortete er zerstreut und warf einen versteckten Blick hinüber zu den beiden anderen, die sich jetzt, wenige Schritte von ihnen entfernt, an die Reeling gestellt hatten. Es entging ihm nicht, daß der alte Professor ihn hinter den buschigen, grauen Augenbrauen hervor heimlich beobachtete. Wie um seine zunehmende Nervosität zu verbergen, zog er sein Zigarettenetui aus der Tasche und entnahm ihm eines der weißen Tabakröllchen, das er zwischen die Lippen schob. Als er dann das klackernde Feuerzeug zwischen den Fingern der Linken hielt, löste sich die Gestalt Hesselkamps von der Reeling und trat auf ihn zu.

Er hielt eine Zigarette vor sich hin, tippte höflich an den Schirm seiner Reisemütze und neigte sich vor: „Wenn ich Sie um Feuer bitten dürfte, mein Herr.“

„Aber bitte —“ Hilmars Augen vergruben sich in das Gesicht seines Gegenübers, forschend, fragend.

„Oh — ich danke Ihnen —!“ Der andere bediente sich, nickte kurz und sagte dann: „Kein schönes Wetter, das wir heute haben!“

„Allerdings!“ gab der junge Schwede zurück und schien damit den Zwischenfall für erledigt zu halten.

„Ich glaube auch nicht, daß es sich während der Überfahrt noch zum Besseren ändern wird!“

„Das wollen wir doch nicht hoffen!“ nahm jetzt Annja das Wort.

„Es scheint doch so!“ Hesselkamp schien seinen Vorschlag, ein Gespräch anbahnen zu wollen, nicht aufzugeben. In seinen Augen, die er ständig auf Hilmar gerichtet hatte, lag ein verstecktes Lauern.

Wie um ihm recht zu geben, fielen in diesem Augenblick die ersten, feinen Regentropfen von dem graubewogenen Himmel herab. Wenn man sie auch noch nicht sah, so hörte man doch ihr leises Niederprasseln auf das Leinwanddach, das an dieser Stelle über das Promenadendeck gespannt war.

Annja zog den Reisemantel fester um die Schultern und stand hastig auf: „Kommen Sie, Hilmar. Es wird jetzt ein wenig unaemütlich hier oben!“

Gehorsam erhob sich jetzt der Schwede. „Ganz wie Sie wünschen, Komtesse —“ und bot ihr seinen Arm. Hesselkamp vertrat ihm den Weg. Ein unaufichtiges Lächeln spielte um seine Lippen — „Pardon, Herr Lundquist, aber ich möchte Sie auf ein paar Worte bitten.“

„Aber Sie hören doch, daß die Komtesse nach unten gehen will!“ wehrte der andere unwillig ab.

„Dem steht auch nichts im Wege, denn ich möchte ausdrücklich betonen, daß ich nur mit Ihnen zu sprechen habe!“

Eine heftige Antwort schien auf Hilmar's Lippen zu schweben. Jedoch als er den sonderbaren Blick aus den Augen des Detektivs auffing, ließ er zögernd den Arm der Komtesse fahren: „Sie werden entschuldigen, Annja, — aber ich nehme an, daß es sich um . . . dieses räthelhafte Verbrechen handelt und da möchte ich . . .“

„Bleiben Sie nur, Hilmar!“ erwiderte das Mädchen achselzuckend. Mit einem kühlen Kopfnicken verabschiedete sie sich von Hesselkamp und ging der Kajütentür zu.

Der junge Mann blickte ihr nach, dann wandte er sich plötzlich dem Detektiv zu und sagte, während er das Glas in die Augenhöhle stemmte: „Ich hoffe, daß Sie mich nicht all zu lange aufhalten werden —“

„Das kommt darauf an, Herr Lundquist!“ — Erst gestatteten Sie mir aber, daß ich Sie mit Herrn Professor Gregorius bekannt mache, der mir bei der Untersuchung des Falles zur Hand geht —!“

Senius war inzwischen näher getreten. Seine Beugung war ebenso zurückhaltend wie der Gruß Hilmar's.

„Und nun will ich gleich zur Sache kommen!“ fuhr Hesselkamp fort. „Es handelt sich, wie Sie schon sehr richtig erraten haben, um den verschwundenen Schmuck der Fürstin und den Mord an ihrem Diener. — Dank einer Beobachtung des Herrn Professors verfolge ich jetzt eine neue Spur, die vielleicht zur Entlarvung des Täters führen kann!“

Es entging ihm nicht, daß Hilmar bei seinen Worten leicht zusammengezuckt war. Aber schon hatte sich der Schwede wieder gefaßt.

„Ach — was Sie nicht sagen! — Das ist mir sehr interessant! — Bisher hieß es doch immer, ein gewisser . . . Kersten, ein Bankräuber, habe die Tat begangen. Von diesem Verdacht sind Sie jetzt abgekommen?“

„Allerdings!“ fiel ihm Senius ins Wort. Eine sonderbare Freundlichkeit lag in seiner knarrenden Stimme. „Allerdings — und Herr Hesselkamp und ich würden gerne mit Ihnen über diese neue Theorie gesprochen haben!“

„Aber — ich verstehe nicht, warum Sie gerade zu mir ein solches Vertrauen haben —“

„Um — vielleicht, weil wir annehmen, daß Sie uns die eine oder andere wertvolle Aufklärung zu geben vermögen!“

In Hilmar's Zügen entspannte sich etwas. Mit einem breiten, erleichterten Lächeln versicherte er: „Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, meine Herren — nur zu gerne!“

Hastig zog er wieder mit der linken Hand das Zigarettenetui hervor und hielt es den beiden anderen hin: „Bitte, bedienen Sie sich, meine Herren — und dann fragen Sie!“

Senius hatte in dem leeren Liegestuhl Annja's Platz genommen, während Hesselkamp sich eine Sitzgelegenheit herbeigeholt hatte und sie nun an der anderen Seite Hilmar's aufstellte. Als er dann saß, startete er gedankenvoll in den grauen Rauchfaden seiner Zigarette hinein und schien gar nicht zu bemerken, wie ihn Hilmar mit einer gewissen Erregung von der Seite musterte. Erst nach einer weiteren Minute nahm er leise und in vertraulichem Ton das Wort.

„Ich will Ihnen gegenüber ganz offen sein, Herr Lundquist. — Bisher war die Sachlage der Untersuchung derart, daß zwei Personen in dem Verdacht standen, den Mord begangen zu haben. Die eine war, Walter Kersten. — Und die andere — es tut mir leid,

Ihnen das sagen zu müssen — die andere war Ihr Bruder Esten!“

Hilmar konnte einen erregten Ausruf nicht unterdrücken: „Aber ich bitte Sie, meine Herren, wie sollte denn mein Bruder dazu kommen, eine derartige Tat zu . . .“

„Lassen Sie mich bitte ausreden, Herr Lundquist! Zur Vermeidung von Mißverständnissen dürfte das wohl das Beste sein! — Ich sagte also, daß Ihr Bruder gleichfalls in dem Verdacht der Tat stand. — Und dieser Verdacht war nicht unbegründet, wie Sie selbst zugeben werden müssen, wenn Sie den Zusammenhang kennen. Herr Professor Gregorius hatte sich nämlich am dem Abend des Maskenballes in der Nähe der Kabine aufgehalten, in der die Tat begangen wurde. — Es war ein Zufall, daß er sich gerade dort befand, aber dieser Zufall hat uns einen wertvollen Fingerzeig gegeben, in welche Richtung wir unsere Untersuchungen auszudehnen hatten. — Der Herr Professor hat nämlich den Täter gesehen!“

Hesselkamp beobachtete den anderen von der Seite. Das Erschrecken, das jetzt in dessen Zügen wetterleuchtete, entlockte ihm ein leises Lächeln der Befriedigung.

„Ja — der Professor hat den Täter gesehen — so deutlich, wie wir Sie jetzt sehen —“

Hilmar blickte zu Boden. Seine Stimme klang sonderbar heiser, als er die Frage stellte: „Ja, — aber dann begreife ich nicht, warum Sie nicht schon längst Hand an den Mörder gelegt haben!“

„Oh — wir sind schon dabei!“ warf Senius lächelnd ein. Nur ist da noch ein Punkt zu klären. — Ich habe den Mörder gesehen — aber — ich habe ihn nicht erkannt!“

„Nicht erkannt? — Aber wie ist das denn möglich, wenn Sie ihm gegenübergestanden haben?“

Der andere lächelte immer noch. „Gegenüber gestanden habe ich ihm leider nicht! — Ich sah ihn nur aus der Kabine der Fürstin kommen und, den Rücken mir zugewandt, den Gang entlanghasten. — Hätte ich geahnt, welche Tat er auf dem Gewissen gehabt hat, dann hätte ich ihn natürlich sofort gestellt —!“

„Aber — an seiner Kleidung — — haben Sie ihn nicht in seiner Kleidung erkennen können?“ Unruhig drehte Hilmar seine Zigarette zwischen den schlanken Fingern der linken Hand.

Senius warf Hesselkamp einen hastigen Blick zu und antwortete dann: „Sie vergessen, daß es am Abend des Maskenballes war . . .“

„Aber wenn ich mich recht erinnere, Herr Professor, dann sagte Herr Hesselkamp vorhin doch, daß mein Bruder im Verdacht der Tat stehe! Ich sehe keinen Zusammenhang zwischen dieser Behauptung und dem, was Sie da soeben erzählen —“

„Sie werden diesen Zusammenhang gleich begreifen, Herr Lundquist. — Der Mann, den ich an jenem verhängnisvollen Abend sah, trug einen . . . blauen Domino, — und wie Sie sich vielleicht noch erinnern werden, hatte sich Ihr Bruder für den Ball das gleiche Kostüm besorgt!“

(Fortsetzung folgt.)

Goldne Landschaft.

Der Glanz des Sommers war heut hier zu Gast:
Über den Brunt der herbstlichen Palette
Ergoß sich Heiterkeit des Lenzes fast;
Der Seele Unruh wandelt sich zur Rast,
Als ob ein Stern sie hold verzaubert hätte.

Die hohe Kuppel leuchtet wie Smaragd
Im Widerschein der vielen bunten Spiegel.
Die herbe Artemis, die stolze Magd,
Um die der Schrei des wunden Wildes klagt,
Hebt lächelnd sich in ihres Pferdes Bügel.

Und über allem schmettert als Fanal
Der Ruf der Weite, und die goldne Stirne
Des Sonnengottes redt sich wie der Gral
In dieses Herbstes amethystnem Saal,
Und überflammt noch Tal und jede Firne.

Alfred Hof.

Die schlimmsten Augenblicke meines Lebens.

Abenteuer mit Löwen. — Das gefährlichste Tier der Wildnis.

Von Hauptmann Louis F. Bowler, dem bekannten Großwildjäger.

Ich werde nie vergessen, wie ich um Haaresbreite dem Geschick entging, von einem „Rogue“-Elefanten, wohl dem gefährlichsten und bösartigsten Tier der Wildnis, zertrampelt zu werden. Die Elefanten leben unter sich nach bestimmten Gesetzen, und als „Rogue“ bezeichnet man gewöhnlich einen Bullen, der von seinen Genossen wegen Verletzung der Regeln aus der Herde verstoßen wurde. Bis zu dem Augenblick, da das hier in Frage kommende Tier versuchte, mich umzubringen, tat es mir geradezu leid, einen so unendlich trostlosen Eindruck machte es. Man wird mir nie wieder einreden können, das Gesicht eines Elefanten vermöge nicht seine traurige Stimmung widerzuspiegeln.

Ich trock durch ein Dickicht von Moramballa-Palmen, als ich plötzlich einen tiefen Seufzer vernahm. Das Geräusch schien von oben zu kommen; als ich ausblinzelte, sah ich einen riesigen „Rogue“ sich an einem Baumstamm scheuern. Ich war mir meiner gefährlichen Lage bewußt, denn der „Rogue“ greift ohne weiteres an. Und schon hatte er mich auch gewittert, stieß einen Wutschrei aus und stürzte auf mich zu. Ich konnte gerade noch einen Schnappschuß anbringen, bevor ich zur Seite sprang; wie es mir schien, zwischen den mich fast schon zerstampfenden Beinen hindurch. Der Elefant donnerte vorüber, machte kehrt und griff mich von neuem an. Dieses Mal hatte ich einen kurzen Augenblick länger Zeit, mußte indes neu laden. Zu meinem Glück brachte mein nächster Schuß ihn zu Boden, nicht mehr als drei Meter von der Stelle, an der ich stand.

Ich möchte wohl wissen, wie viele Reisende schon einmal von einem Krokodil gepackt und doch mit heiler Haut davongelkommen sind, sodas sie ihr Erlebnis erzählen können! Ich habe es durchgemacht, als ich einmal mit drei Eingeborenen den Sambesi hinunter fuhr. Wir waren im Begriff, unser Boot an Land zu ziehen, um dann das Lager aufzuschlagen, denn wegen der Krokodile und Flußpferde reist man nicht gern nach Dunkelwerden. Plötzlich stieß ein Schwarzer, während er nach einigen überhängenden Zweigen griff, einen Schrei aus. Er war teilweise über Bord gefallen und von einem auf der Lauer liegenden Krokodil gepackt. Unsere Hilfe kam zu spät. Der Unglückliche wurde unter Wasser gezogen, ehe wir ihn erreichen konnten.

Als ich einen Augenblick später in das leichte Wasser sprang, um das Boot festzumachen, fühlte ich mich am Bein gefaßt. Zu meinem Glück trug ich dicke Lederamaschen, die aufsprangen, als das Krokodil von der einen und meine Schwarzen von der anderen Seite zogen. Hätte die Bestie mich in tiefes Wasser schleppen können, so wäre es mit mir aus gewesen.

Ich habe mehrere Abenteuer mit Raubtieren erlebt, bei denen es hart auf hart ging. Einmal griffen mich Löwen binnen einer halben Stunde zweimal an, und im zweiten Falle stieß ein solcher mich Hals über Kopf von meinem Wagen. Ich trieb damals eine Rinderherde durch die Kalahari-Wüste. Wir hatten Lager gemacht, mit einem Kreis von Holzfeuern ringsum, die herumstrolchenden Raubtiere abschrecken sollten. Am frühen Morgen weckte mich starker Regen, der, wie ich mir sofort sagte, unsere Feuer ausgelöscht haben mußte. Löwen waren bestimmt in der Nähe, da sie gern dann auf Beute ausgehen, wenn prasselnder Regen ihnen das Anfeuchten erleichtert.

Und wirklich, an der anderen Seite des Lagers tauchten zwei glühende Punkte auf. Ich griff zur Büchse und schoß auf die Bestie, die schon auf mich losprang. Der Löwe war auf der Stelle tot, und ich sprang zur Seite, um nicht von dem fallenden Körper erdrückt zu werden. Wir gingen dann wieder zur Ruhe, aber im gleichen Augenblick begannen die Rinder zu brüllen, und schon brachen sie aus ihrer Umzäunung aus. Ich stieg auf einen Wagen und sah, wie drei Löwen sich über die von ihnen geschlagenen Tiere her machten. Ich konnte nur schlecht schlafen, da die erschrockenen Eingeborenen in der Schutzlinie herumliefen. Aber da ich wußte, wie gefährlich Löwen sind, wenn sie einmal Blut geleckt haben, versuchte ich mein Glück und feuerte. Die Kugel verfehlte ihr Ziel, veranlaßte indes die Löwen, von ihren Opfern abzulassen und mich anzunehmen. Mir blieb keine Zeit mehr für einen zweiten Schuß; das erste, dessen ich mich danach erinnere, ist, daß meine Schwarzen sich bemühten, mich wieder zum Bewußtsein zu bringen. Glücklicherweise war die Löwin, die mich vom Wagen gestoßen und dadurch betäubt hatte, zu sehr erschreckt worden, um ihr Werk zu vollenden.

Immerhin ziehe ich den Angriff eines Löwen dem eines Büffels bei weitem vor. Dieser ist ebenso schlau wie bösartig und weiß häufig auch den erfahrensten Jäger zu über-

raschen. Es fehlte fast nichts, daß mich einmal ein Büffel erwischt hätte, als ich auf einen Rudubullen pürschte, der meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Gerade im Augenblick des Abdrückens hörte ich hinter mir ein entsetzliches Gebrüll. Ein schneller Blick rückwärts zeigte mir einen der gefürchteten Buschbüffel, der mich durch das hohe Gras hindurch annahm. Mir blieb keine Zeit mehr zum Schießen.

Ich ließ die Büchse fallen und machte mich auf die Beine. Der Boden zitterte, als der Büffel heranstürmte. Instinktiv warf ich ihm einen schweren Regenmantel auf die Hörner und sprang zur Seite. Doch ich hatte den Abstand unterschätzt, das geblendete Tier streifte mich gerade noch im Vorüberstürzen. Der Stoß brach mein Handgelenk, und erst nach Stunden vermochte ich ins Lager zurückzugehen.

Das schlimmste aller aufregenden Abenteuer, die ich erlebt habe, war indessen doch jenes, als ein zu höchster Mut gereiztes Flußpferd mich jagte. Die Sache ereignete sich am Sambesi, gar nicht weit von jener Stelle, wo mich beinahe das Krokodil erhascht hätte.

Es dämmerte, und meine schwarzen Ruderer suchten eifrig nach einem guten Lagerplatz. Ich lag im Halbschlaf hinten im Boot, ermüdet von anstrengenden Vermessungsarbeiten in dem bergigen Gelände.

Plötzlich rief einer der Eingeborenen mir zu, ein Flußpferd mit seinem Jungen sei ins Wasser gegangen und schwimme auf uns zu. Ich dachte an keine Gefahr, blieb ruhig liegen und schlief ganz ein. Als ich erwachte, fand ich mich mit den Wellen kämpfend im Wasser wieder.

Das Flußpferd war auf das Boot losgeschossen und hatte es zum Kentern gebracht. In meinem ganzen Leben bin ich nicht so schnell geschwommen. Dicht hinter mir war das alte Flußpferd; vom Lande aus riefen die Neger, die glücklich das Ufer erreicht hatten, mir Mut zu. Um eines Gedankens Länge kam ich vor dem weitklaffenden Rachen des Untieres ans Land.

Prista, die Magd.

Skizze von Wilhelmine Valtinecker.

Schwer steht die Sonne über dem Lande. Wie ein Tier, das Kräfte auslaugt, ausdörrt. Kein Regen kommt. Alle atmen schwerer. Die Nacht ist ohne Kühlung. Der Morgen kommt, mit ihm die Sonne. Tag für Tag geht es so. Die Dürre frisst sich tief ins Land. Eines Nachts tobt ein Wetter vom Himmel herab. Jäh, scharf, aufpeitschend. Die Bauern taumeln aus den Betten auf, fallen in flammenden Dankgebeten nieder. Der von Trockenheit aufgerissene Boden saugt und saugt.

Bauer Bumpfen steht auf dem dampfenden Felde. Der Morgen ist hell. Bauer Bumpfens rotes Haar trieft von Licht. Auf den Nachbarnfeldern gehen die Mädchen und singen, alles lebt wieder auf seit heute nacht. Bauer Bumpfens schwere Brauen sind dicht zusammengezogen, eine scharfe Falte klappt schmal und tief zwischen ihnen.

Regin kommt über die Felder. In einem Kornblumenfarbenen Kleid. „Run“, sagt sie mit ihrer singenden Stimme, „es hat geregnet.“

„Es könnte noch mehr geregnet haben!“

„Man muß dankbar sein für das, was kommt“, meint sie. O ja, sie ist viel klüger als er, das steht fest, und sie scheut sich nie, es ihm immer wieder zu zeigen.

„Regin ...“

„Was ist?“

Er sagt zwischen knappen Lippen: „Ich glaub', wir passen doch nicht recht zusammen.“

Sie lacht ihn aus. Mit großer Selbstsicherheit steht sie vor ihm, lacht und wiegt den feinen Leib. „Du wagst nicht, mich zu nehmen, obwohl wir schon drei Monate verlobt sind. Aber einmal muß doch wohl Hochzeit sein! Du glaubst, du wärst nicht fein genug für mich; ich weiß.“

Wie sie sicher ist! Er steht und schweigt.

„Run, also? Wann wird Hochzeit sein? Sag! Die Eltern fragen immer. Morgens und abends fragen sie. Der Bruder lacht. Die Schwestern sticheln. Meinst', ich könnte keinen anderen bekommen?“

„Weiß schon, daß du auch andere haben kannst.“

„Und? Run —?“

Er schweigt. Zu sicher, zu fremd in ihrer ganzen Wesensart ist sie für ihn. Er hat sich einsagen lassen von ihrem grünen, großen Blick, von ihrem Gebahren, von ihrer scharfen Kygheit. Vor ein paar Monaten hingte sie sich an ihn. Reife,

aber fest. Er möchte los. Jeder Prüfling kann zurücktreten. Aber dann werden sie ihm nachsehen, er nehme sie nicht, weil er sich's wegen ihrer gar kleinen Mitgift anders überlegt habe.

„Wahrscheinlich bin ich dir zu arm. Meine Eltern haben keinen Hof wie du, mein Vater ist bloß Dorflehrer“, sagt sie und hält den Raden dabei hochmütig fest.

„Auf Geld schau' ich nicht“, murmelt er.

Sie schlingt sich einen Halm um den Finger, wo man den Ehering trägt, und wartet, daß er noch etwas sage. Wie ein Klotz steht er und schweigt. Sie sieht ihn zornig an, reißt sich das Hälchen vom Finger, wirft es ihm vor die Füße. Geht. —

Mittags stapft er müde ins Haus. Priska, die Obermagd, die schon acht Jahre bei ihm dient, trägt das Essen auf. Gleichmäßig klingt der Takt des Löffels.

Priska ist kaum dreißig. Von großer und voller Gestalt. Ihr ruhiges, trauriges Gesicht ist weiß; schwarzes Haar liegt in dichten Bösen wie ein enger Helm über ihrer Stirn. Acht Jahre hat er sich an sie gewöhnt. Sie haben nie anders miteinander gesprochen als die Magd zum Herrn, der Herr zur Magd. Sie kam nach einer schlecht ausgegangenen Diebstahl zu ihm ins Haus. Ihre Mutter hat sie zu ihm gebracht. Die Alte ist nun schon ein paar Jahre tot. Priska steht wohl allein in der Welt; er hat sie noch nie danach gefragt.

Vor drei Wochen war es, da sind ihm eines Tages die Augen für Priska aufgegangen. Für sie, die seit acht Jahren in seinem Hause umhergeht, ihm das Essen tocht, auf die Leute acht gibt, die Wäsche in Ordnung hält, die Vorratskammern verwaltet und ihm täglich atemnah ist. Acht Jahre hatte er sie nie richtig als Weib angesehen. Seit drei Wochen brennt sie ihm nun im Blut und in der Seele. Mit ihrer weißen Fülle, ihrer demütigen Sanftheit, ihrer Schweißsamkeit. Beim Morgengruß einmal, ohne daß sie anders gekleidet war als sonst, hat es ihn gepackt: Die war für dich! Ihr Wesen ist gut, und es muß gut sein, sie im Arm zu haben. Die ist deinesgleichen. Die wird nie lichern, wenn du nicht weisst, was sie meint. Die Regim ist anders, nicht aus Bauernblut, sondern aus fremdem Stamm, aus zugewandertem.

Noch klingt das Löffeln. Der Bauer ist längst nicht mehr, er harret. Die Leute legen die Löffel hin, gehen wieder an die Arbeit. Bauer Bumpfen hostet am Tisch. Sonne fällt durch das Fensterraster hinter ihm. Sein roter Haarschopf glüht auf. Drüben im Dämmer des Herdwinkels steht Priska am Spülischaff, ihre Arme glänzen.

„Priska!“ Sie hält inne und wartet, was er will. Er sitzt und harret. Sie schaut ihn an. Er sagt nichts. Sie wäscht weiter. Er steht auf, schwer und ächzend, geht zur Tür hinaus.

Eine ganze Stunde vor Feierabend kommt er heim. Priska steht am Herd, heiß überglüht vom Feuer. Er tritt nahe zu ihr. Der warme Dampf schlägt ihm ins Gesicht. Sein Hals rödet sich, die Adernstränge daran schwellen. „Bin mit der Regim nicht mehr verlobt. Sie paßt nicht zu mir. Dich will ich heiraten!“

Priska schaut ihn aus ihren schweren, stillen Augen demütig an. Seit sieben Jahren liebt sie ihn. Keiner weiß es, er am wenigsten.

Er preßt seine Arme um sie, so fest, daß ihr Atem schwer geht. „Willst?“ fragte er.

„Ja, Herr“, sagte Priska, die Magd.

fahrende Betrüger.

Der Mann, der alle Konkurse verhüten wollte. — Der Quack-salber als Seiltänzer. — Das „Meerlamel“.

Von G. A. Brüderl (Wien).

Das war eines schönen Tages im Sommer 1581, da lasen die Nürnberger an ihren Straßenecken, daß der gelehrte Meister Vincentius Pistologius eigens aus Welschland herübergekommen sei, um sie die Kunst zu lehren, „wie man allen Gallimenten zuvorkommen und sonst auch Geld oder Einkommen machen könne“. Wer weiß, ob er nicht, wäre er in eine so frischen schwere und leichtgläubige Zeit hineingeraten wie die unsrige, mit seinen Mitteln gegen Konkurs und Geschäftsaufsicht großartige Geschäfte gemacht hätte. Doch damals lebte man noch im Wohlstand, und gerade der Magistrat, an den sich der italienische Wundermann um Protektion gewandt hatte, besand sich durchaus nicht in der Geldknappheit, die heute in Deutschland zum Dauerzustand geworden ist. So verbot der Rat dem Italiener kurzweg jegliche Tätigkeit und bat ihn höflich, aber deutlich, „seinen Pfennig an anderen Orten zu verzehren“. Was das große Finanzgenie gern getan haben würde, hätte es nur einen Pfennig zu verzehren gehabt. So mußte der Stadtknecht den Pistologius über die Grenze bringen.

Dieser Italiener war nur einer unter den Tausenden von Schwindlern aller Art, die damals ruhelos durch das weite Reich wanderten. Einmal verlegten sie sich auf das Finanzwesen, wie unser Pistologius, ein andermal spielten sie den Wunderarzt, ein dritter lief mit einem Wundertier herum oder gab vor, selbst eins zu sein. Die Voraussetzungen zum Gelingen des Betruges waren die günstigsten, wußte doch die eine Stadt kaum etwas von der anderen, so daß auch dem fahrenden Schwindler selten der Ruf seiner Fälschereien vorausgehen konnte. Am häufigsten traten die Quack-salber auf. Da die Konkurrenz groß war, konnte nur aus demjenigen etwas werden, der die Werbetrommel ordentlich zu rühren verstand. Ein durchdringendes und ausdauerndes Organ bedeutete für den fahrenden Quack-salber das kostbarste Gut. Dazu gehörte Einbildungsgabe und Schauspielkunst. Doch auch das Schreien und Ausschneiden genügte mit der Zeit nicht mehr, um die Kauflustigen anzulocken. So bildeten sich diese fahrenden Ärzte allmählich zu Gauklern aus, die auch regelrechte Komödien aufführten.

Einer der bekanntesten unter diesen Betrügern war der Bruchschneider Karl Bernardin, der durch eine ganz besondere Darbietung die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf sich lenkte. Er ließ auf den Marktplätzen ein Seil vom Dach eines Hauses schräg zum Pflaster hinab spannen und glitt, in brennendes Werg gewickelt, nach Einbruch der Dunkelheit wie ein Komet daran hinunter. Das Geschäft ging auf dieses Reklametunstückchen hin so lange gut, bis sich der Gaukler in Regensburg den Hals brach.

Ein anderer weit bekannter fahrender Arzt war Georg Faber, der seine Allerweltskugeln nur in kostbarer Kleidung und hoch zu Ross öffentlich feilbot. Wie seine gereimten Anpreisungen bezeugen, war er auch ein großer Dichter:

„Reine Kugeln sind bereit von mir mit großem Fleiß.

Schuppig, grindig' Köpfe heil ich, vertreib damit die Läuse!.

Auch die, so kräftig sind und voller Nüde steden,

Die heile ich von Grund aus, auch die haben Fleden,

So von Schmalz oder Öl in die Kleider eindringen,

Wasch ich damit heraus, tu's ohne Schaden fortbringen.“

Mancher dieser Betrüger trat mit einem erstaunlichen Pomp auf, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. So reiste der Quack-salber Johann Christian Hüber zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts mit fünf Rauten, fünfzig Menschen, achtzehn Pferden und zwei Kamelen durch die Lande, um den Leichtgläubigen seine Pillen anzubereiten. Ein paar Jahre später hatte er seine Truppe um dreißig Musikanten, einen Neger, einen Heiden, eine Zwergin, einen Seiltänzer und sechs Lataien vermehrt. Er spielte alle Tage eine große Komödie und machte großartige Geschäfte. Er war ein ganz gerissener Betrüger im Gegensatz zum berühmten Doktor Eisenbarth, den die Nachwelt und vor allem das Studentenlied ungerechter Weise zum bekanntesten aller Marktschreier stempelten.

Die allgemeine Unkenntnis alles dessen, was aus Übersee stammte, erleichterte der dritten Art von fahrenden Betrügern, den Leuten mit den Wundertieren das Geschäft wesentlich. So konnte ein Lonsa Zenobi um 1600 herum den Gutgläubigen eine „Hydra mit sieben Köpfen“ vorführen, von der uns leider keine Beschreibung überliefert wird. Geistige Verwandtschaft scheint zwischen ihm und jenem Gaukler bestanden zu haben, der einen „erschrecklichen Fisch, nennt sich Carminus Carcarius oder Meerlamel“ zu zeigen hatte und dazu folgendes bekanntgab: „Die Herren und die Damen zahlen nach Dero Belieben, die mittleren Standespersonen aber zahlen zwei Baken, übrige Personen aber, als Knaben, Kinder usw. zahlen nur einen Baken.“

Als Schwindler entlarvt wurde 1562 Hans Batter von Wellingen, der angeblich von einem Hirten verhext und für zwölf Jahre vom Teufel gebunden war. Er trat deshalb gefesselt auf, predigte Buße, ließ Blut aus Mund und Ohren kommen und schaffte das Geld fleißig ein. Bis eines Tages entdeckt wurde, daß er sich das Blut aus Wunden am Zahnfleisch sog. Zur gleichen Zeit lebte auch die Hungerkünstlerin Pamelitlin, die angeblich wochenlang nichts zu sich nahm, in Wirklichkeit aber nur eine geschickte Vorgängerin des „Jolly“ aus unseren Tagen war.

Ein besonders eigenartiges Licht auf den Geschmack und die Gutgläubigkeit der damaligen Zeit wirft die Tatsache, daß eine fahrende sich dreißig Jahre lang damit ihr Brot reichlich verdiente, daß sie eine „langjährige Schwangerschaft“ vortäuschte. Eine andere betrieb das gleiche Geschäft vier Jahre lang und wurde dann zur Strafe als Here erlöst.